

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

98 (26.4.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 17

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 98

Nr. 17

Samstag, den 26. April

1930

Wilhelm Holzamer

Von Will Scheller

Viele schöne Worte preisen den frühen Tod geistiger Menschen, und rühmen ihn als eine Günst der Götter, die ihre Lieblinge eher sich vollenden lassen, als es den Sterblichen gemeinhin vergönnt ist. Daß aber in solchen Schicksalen, die der Mensch trotz schöner Worte als tragisch zu empfinden pflegt, die Tragik stärker betont sein kann als die Günst der Himmlischen, dafür ist der fast hergesehene Wilhelm Holzamer ein denkwürdiges Beispiel.

37 Jahre alt, wurde er von der Diphtherie, die er sich bei der Pflege eines seiner Kinder zugezogen hatte, zum frühzeitigen Abschluß eines Lebens gezwungen, das reich gewesen war an geistigen Früchten, reich aber auch an menschlichen Irrungen und Bitternissen. In Nieder-Olm bei Mainz geboren, ergriff er nach einer felsam unfruchtlichen Jugend ohne innere Reizung den Lehrerberuf und hatte zunächst das Glück, in Heppenheim an der schönen hessischen Bergstraße Anstellung und ein Heim zu finden, das ihn in mancher Hinsicht beneidenswert erscheinen ließ. Aber er war feiner von denen, die sich in der Stille vollenden zu können glauben. Eine innere Unrast wuchs in diesen scheinbar friedlichen Jahren, da er mit Romanen wie „Peter Rookler“ und „Der arme Lukas“ zumal nach dem Ruf eines der tüchtigsten Heimatdichter gewann, und machte ihn trotz allen Erfolgs unzufrieden mit sich und der Welt. Sein verständnisreicher und feinsinniger Landesherr, Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, suchte ihm ein freieres Leben zu ermöglichen, indem er ihn zum Verwalter der Kabinettsbibliothek berief. Aber auch in dem geistig regen Darmstadt hielt er es nicht lange aus. Eines bösen Tages riß er sich von allen heimatischen und familiären Banden los und ging nach Paris. Aber was ihm die westliche Weltstadt auch geboten haben mag: die unklare Sehnsucht, die ihn über seine eigenen Grenzen hinaustrieb, wurde dort so wenig gestillt wie in Berlin, wo er sich danach niederließ. Endlich kehrte er, enttäuscht zwar, doch immer noch von Hoffnungen erfüllt, heim — kehrte zurück, um in der Heimat, deren Schönheit er in seinen besten Dichtungen so wirksam geschildert hatte, die Feder für immer hinzulegen.

Wer spricht heute noch von ihm? Als er lebte, fand er nicht bloß bei der zünftigen Kritik, sondern auch im Publikum starken Widerhall. Und auch heute noch sind es nicht die Schlechtesten, die um sein Werk und seinen Namen wissen. Denn war er auch kein Epiker im Sinne großzügiger Gestaltung, so verstand er es doch, vor allem solche Charaktere einprägsam zu schildern, die, in engen Verhältnissen echtes Menschentum verkörpernd, über die greifbare Wirklichkeit hinweg zu einem höheren, zu einem durchaus inneren Leben sich entfalten, zu einem geistig-seelischen Dasein, an das zu glauben der schöpferische Drang seines eigenen, letztlich bejahenden Wesens war. Seine Helden sind Männer, die die Welt zwar für töricht oder doch zumindest für sonderbar erachtet, Träumer, Sinnierer, die dem sogenannten Lebenskampf nicht gewachsen sind, gleichwohl aber sich selbst zu behaupten

wissen, sich selbst die Treue halten, und deshalb von dem Glorionschein stillen Heroentums umwittert sind, der ihrem geistigen Winkelglück die Weihe gibt. Diese Menschen entwickeln sich gleichsam organisch aus ihrer heimatischen Welt, der rheinhessischen Landschaft und dem rheinhessischen Volkstum, mit welchem Holzamer von Jugend an vertraut genug war, um es in knapper, sicherer Darstellung anschaulich und stimmungsvoll schildern zu können. Das Stimmungsmäßige war überhaupt seine Stärke — eine Stärke, die in späteren Werken, den problematischen Frauenromanen zumal, gelegentlich zur Schwäche wurde — und wird auch durch einige Gedichtbände bezeugt, die allerdings zu wenig Eigenklang besitzen, um für die Dauer geschaffen zu sein.

Das gilt auch von jenen Frauenbüchern, den Romanen „Junge“ und „Elida Solstratten“, in denen er „das moderne Weib“ als Kraftnatur an schwachen, teilweise an ihm zugrunde gehenden Männern sich bewähren läßt. Diese Bücher haben ihrer unzulänglichen Gesinnung wie ihrer künstlerischen Mängel halber denn auch manchen Widerspruch erregt und sind nicht mit Unrecht der Vergessenheit anheimgefallen. Der Dichter hat ja dann auch zuletzt wieder ein echtes und reifes Holzamer-Werk geschaffen, den Roman „Vor Jahr und Tag“, in dem er zu seinem heimatisch bestimmten Schöpfertum zurückgekehrt ist. Mit den eingangs erwähnten Romanen und einigen Novellenbänden zusammen bildet diese Erzählung denjenigen Teil vom Schaffen Holzamers, der nicht vergessen werden soll, weil sich in ihm ein bodenständig verwurzelter, von reifem Erleben gefättigter und von feiner Tendenz beschwerter Wille zur Kunst verlaubar, der nicht allein wegen der plastischen Wahrheit seiner Schilderung und der Musikalität seiner Stimmung, sondern auch wegen der Feinheit seiner Psychologie und der Kultur seines sprachlichen Ausdrucks Anspruch auf die Hochachtung und auf die Liebe der Nachwelt besitzt. Mag der Name Wilhelm Holzamers gegenwärtig auch von denen der Beherrscher eines vergänglich literarischen Marktes verdundelt werden — seine dichterische Leistung wird auf die Dauer nicht verborgen bleiben; das, was er aus Eigenem und Echtem schuf, seine Erzählungen und Romane aus dem hessischen Rheinland, werden, sofern die Zukunft überhaupt noch etwas mit lebendiger Dichtung zu tun haben will, die Probe auf diese Zukunft zweifellos bestehen.

Zu den neuen Versuchen Marconis

Von Dr. Heinz Wolterred, Leipzig

In den letzten Wochen gingen aufsehenerregende Meldungen durch die Presse, in denen von den neuesten Erfolgen des bekannten italienischen Erfinders Marconis die Rede war, — an diese Erfolge wurden teilweise recht kühne Erwartungen geknüpft, so daß es angebracht erscheint, einmal die gegenwärtige Lage des Problems der drahtlosen Kraftübertragungen kurz zu überblicken. Über die

enorme Wichtigkeit dieser heute von zahlreichen Gelehrten und Technikern in aller Welt mit höchster Intensität bearbeiteten Frage ist kaum ein Wort zu verlieren: in demselben Moment, wo die drahtlose Energieübertragung dem praktisch verwendbaren Maßstab wirklich gelingt, müßte eine neue Epoche unserer Technik beginnen, würden unsere sämtlichen Hochspannungsleitungen usw. überflüssig, könnten unsere Benzinmotore eingeschrotet werden . . . die Möglichkeiten, die eine Lösung des genannten Problems zur Folge hätten, sind völlig unabsehbar im Guten und im Bösen.

Wie weit sind wir nun heute, und was bedeuten die neuen Erfolge Marconis, dem es bekanntlich gelang, auf eine Strecke von 18 000 Kilometern mit Hilfe eines relativ einfachen und wenig umfangreichen Apparates die Beleuchtungsanlage des Rathauses der australischen Hauptstadt Sidney einzuschalten? Soviel bisher bekannt geworden ist, hat Marconi zu seinen Versuchen sog. „Kurze Wellen“ verwendet, eine Wellenart also, die gerade in letzter Zeit in ständig zunehmendem Maße an Bedeutung gewinnt, namentlich auf dem Gebiet der drahtlosen Telephonie und Telegraphie und des Radios. Gerade Marconi hat sich auf dem Gebiete der kurzen Wellen besondere Verdienste erworben; er arbeitet schon seit vielen Jahren ständig an der Verbesserung der mit diesen Wellen erreichbaren Wirkungen, und beschäftigt sich besonders mit der praktisch außerordentlich schwierigen Aufgabe, diese Wellen zu richten und damit zu verhindern, daß sie sich wie etwa die von den Radiosendern ausgestrahlte Energie im Raum verteilen und so praktisch mehr oder weniger nutzlos werden — unter der Voraussetzung nämlich, daß eine vom Sender ausgesandte Energie auch mit möglichst wenig Kraftverlust an einer bestimmten Stelle ankommen soll.

In bezug auf die kurzen Wellen hatten sich bekanntlich die Sachverständigen zunächst grübelnd geirrt; man glaubte, daß Wellenlängen unter 200 Meter für den Fernverkehr durchaus ungeeignet seien und gab sie deshalb in Amerika den Rundfunkamateuren zu ihren Senderversuchen frei. Durch die gänzlich unerwarteten Erfolge, die von diesen Amateuren mit relativ behelfsmäßigen Apparaten über die weitesten Strecken erzielt wurden, kam man überhaupt erst darauf, die kurzen Wellen in ihrer Bedeutung gerade für den Fernverkehr richtig einzuschätzen . . . heute ist es schon soweit, daß sich über dreiviertel des drahtlosen internationalen Verkehrs auf kurzen Wellen abspielt.

Für die Aufgabe, drahtlose Energie zu übertragen, sind die kurzen Wellen aus verschiedenen Gründen besonders geeignet, — ihr wichtigster Vorzug gegenüber den langen Wellen besteht darin, daß sie sich besser richten lassen und infolgedessen mit geringerem Energieverlust arbeiten. Man kann nämlich am Sender Spiegelungsanordnungen errichten, die es ermöglichen, den ausgestrahlten Wellen eine bestimmte Richtung zu geben und so einen konzentrierten Strahl von Energie auszuenden. Erreicht wird auf diese Weise zweierlei: da die Wellen sich nicht mehr

Osterwoche in Dresden

Von Fritz Schöber, Heilbronn.

In Leipzig imponiert der riesige Bahnhof in seiner Klarheit und Übersichtlichkeit immer wieder. Besonders in seiner peinlichen Reinlichkeit, eine Tugend, welche die Sachsen überhaupt auszeichnet. Selbst im Gerüche des Osterreisverkehrs waren im Dresdener Hauptbahnhof fortwährend Frauen damit beschäftigt, auch das kleinste Papierschnipselchen wegzufegen, das sich auf dem Boden herumzutreiben suchte. Der sässische Wagen der Reichsbahn, in den man in Leipzig zur Fahrt nach Dresden umsteigt, stach wohlthuend von dem schwäbischen ab. Helles Licht aus drei Glühlampen strahlte über feine, bequeme rote Polsterung. Ein angenehmer Vorgeschmack zur Fahrt ins „rote Sachsen“.

Balsamsonntag. Von den Kirchtürmen wehen weiße Flaggen mit blauem Kreuz. Es ist Konfirmationstag. Die Kreuzesfahnen zeigen sich aber an allen kirchlichen Festtagen über Dresden. Die Karwoche wird nun freilich damit eingeleitet, daß ein großes Frühlingsfest am Vorabend vor Balsamsonntag stattfindet, dessen zweiter Teil, der Ball, ab 11.30 Uhr beginnt. Gewiß, der Ertrag soll wohlthätigen Zwecken dienen. Der Altersversorgung von Invaliden, Witwen- und Waisenkassen der Musiker der Hauptstadt. Mir war solcher Wohlthätigkeitsbetrieb nie sympatisch. Er ist es mir noch weniger, wenn man dabei die stille Woche, die Karwoche, mit Tang einleitet!

Die Ankündigungen dieses Frühlingsfestes werden an den Plakatwänden umrahmt von den Ankündigungen für den Karfreitag:

der Matthäus-Passion in der Kreuzkirche, des „Messias“ in der Lutherkirche, des „Vaterunsers“ von Spohr und des „Todes Jesu“ von Heinrich Graun in der Frauenkirche.

Dazu wiederholt die Staatsoper den „Barisfal“ über die Ostersage fünfmal, wobei auch der Karfreitag nicht frei bleibt. Am Palmsonntag im Opernhaus nach alter Tradition die Beethoven'sche Neunte Symphonie.

*

Der Matthäus-Passion gab Professor Otto Richter eine kaum zu übertreffende dramatische Gestaltung. „Sind Missethäter in Wolken verschwunden?“. Kein Mensch wird die Wucht und die Kraft dieses Chores vergessen können, so wenig wie das graulose „Barabam“, oder die besetzten Vorträge der Choräle, besonders des ergreifenden „Wenn ich einmal muß scheiden“, um nur einige der unvergesslichen Momente aus ganz großer gesanglicher Leistung zu erwähnen. Dieser Professor Dr. Wolfgang Rosenthal sang seine Christuspartie auswendig. Der Eindruck war hinreißend. Man kann sich einen besseren Interpreten dieser Partie kaum denken, womit aber gewiß nichts gegen die übrigen Sänger gesagt sein soll, deren vollendeter Vortrag sowohl in den Solf, wie in dem Chor neben dem glänzenden Orchester die Spannung für das herrliche Werk bis zum letzten Augenblick aufrecht erhielt, wenn man es auch noch so oft gehört haben möchte. Besonders erwähnt sei aber Diesel v. Schuch, denn ihr Begegnete ich nicht nur in dieser einzigartigen, übrigens auch traditionellen Aufführung der Matthäus-Passion, sondern am Ostersonntag und Ostermontag in der Beethoven'schen Messe in C-Dur und in Carl Maria v. Weber's Messe in Es-Dur, wo sie ihren Part mit einer Innigkeit vorzutrag und mit einer Stimme, die aus dem Himmel zu kommen schien. Zeigt sie durch ihre Mitwirkung in der protestantischen Kreuzkirche und in der katholischen Hofkirche nicht, was uns Christen verbindet, verbinden sollte? Solche Musik muß für jedes empfängliche Gemüt ein Herold des Glaubens sein. Sie könnte auf anderem Boden gar nicht wachsen und an den Früchten erkennt man doch den Boden. Konzertmeister Goldberg's Geige klang und sang herrlich bei der bekannten

Einleitung zu dem Alt-Solo: „Erbarme Dich, mein Gott, um meiner Tübel willen“, wie überhaupt die ganze Aufführung in allen Teilen voll Blut und Dramatik gewesen ist. Ich wiederhole das, weil ich die Matthäus-Passion in langen Jahren in den verschiedensten großen Städten gehört habe. Dabei mußten Chor und Musiker über zwei Orchester verteilt werden. Der Evangelist sang seine Partie im oberen Teil links der Orgel. Auch die Musik der Kreuzkirche läßt zu wünschen übrig, und ein empfindsamer Mensch muß sich an den fürchterlichen Jugendstil des nach dem Brand neu erstellten alten Gotteshauses erst gewöhnen. Ich will übrigens daran denken, daß uns nach nicht nur die Matthäus-Passion, sondern auch die große Messe in H-Moll schenke und damit auch seinerseits zeigte, was uns Christen eint. Wir sollten das gerade in heutiger Zeit besonders schätzen und nie vergessen.

Am Gründonnerstagabend brachte Karl Maria Bembaur in der katholischen Hofkirche Haydn's „Die sieben Worte des Erlösers“ zum Vortrag. Unsichtbar hinter dem Altar die Sängerknaben. Sie beginnen damit, die schmerzlichen und doch wieder tröstlichen Worte des Heilands zu singen. Der Chor antwortet mit Begleitung des Orchesters. Wer wird es vergessen können, dieses „Es ist vollbracht. Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Mit herzerweichender Klage ertönt es, wie aus der Ferne, dringt unter den Bogen rechts und links vom Hochaltar hinein in den großen Kirchenraum zu den Herzen der Andächtigen, zieht schmerzvoll durch Mark und Bein, weitet die Augen nach dem sterbenden Gottessohn, nach dem Kreuz. Ach, ihr Feinde der Religion, ihr angeblichen Volksbeglucker, solange ihr der Matthäus-Passion, diesen Haydn'schen „Sieben Worte Christi“, der Gnade, der Größe und dem Trost christlichen Glaubens nur ein düsteres Sowjetrußland, eine Piscatorbühne, eine „Note Föhne“ und dgl. entgegenzustellen habt, kann ich an euch nichts Ubergewandenes erblicken. Ich baue auf das „Lumen Christi“, wie es in der Morgenstunde des Karfreitags, nach der Feuerweihe,

beliebig im Raum ausbreiten, wird Energie gespart, ferner ist die Aufnahme der gestrahlten Energie außerhalb der vorgegebenen Richtung nicht mehr möglich. Es muß allerdings hierbei betont werden, daß es vorläufig weder gelungen ist, die Streuung der ausgestrahlten Energie wirklich völlig zu verhindern, und daß es sich ferner bisher stets nur um ganz geringfügige Energiebeträge gehandelt hat, die auf größere Entfernungen übertragen werden konnten. Sowie man daran geht, größere Energiemengen drahtlos zu übertragen, war wenigstens bisher schon auf ganz kurze Entfernungen infolge der unvermeidlichen Streuung der Energieverluste so groß, daß von einer irgendwie praktisch verwendbaren Energieübertragung auf diesem Wege vorläufig nicht gesprochen werden kann. All die Meldungen, die von Erfolgen in dieser Richtung zu berichten wußten — es sei nur an die unzähligen „Enten“ mit den famosen „Todesstrahlen“ erinnert —, haben sich bisher stets als Irrtümer oder maßlose Übertreibungen herausgestellt.

Ein recht vielversprechender Versuch zur Lösung unseres Problems verdient dagegen in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden: die Experimente des amerikanischen Ingenieurs P. Thomas. Seine Idee besteht darin, daß er, der zu übertragenden Energie zunächst gewissermaßen einen Weg schafft, auf dem sie sich fortbewegen kann — allerdings einen unsichtbaren Weg —, nämlich ionisierte Luft. Man kann mit Hilfe sehr kurzer elektrischer Wellen von wenigen Zentimetern Länge die Luft auf ihrem Wege leitend machen, indem man sie ionisiert. Sendet man nun zwei in geeigneter Form gerichtete parallele Strahlen der genannten Wellenart durch die Luft, so bilden sich gewissermaßen zwei unsichtbare Leitungsdrähte, auf denen man nun die eigentliche Kraft transportieren kann. Der Vorgang der Kraftübertragung zerfällt demgemäß in zwei Teile: die Herstellung der beiden Strahlen ionisierter Luft mit Hilfe der sog. ultrakurzen Wellen und zweitens der Übertragung der eigentlichen Energie auf dem so geschaffenen Wege. Die Idee ist zweifellos recht aussichtsreich — eine Lösung des Problems konnte sie allerdings vorläufig auch noch nicht erbringen, da die auf diese Weise überbrückten Entfernungen bisher wenigstens praktisch bedeutungslos sind. Da die Versuche Thomas' aber sich erst im Anfangsstadium befinden, könnten wir unter Umständen auf diesem Wege dem Ziele näher kommen, wenn es gelingt, die Ionisierung der Luft auf große Strecken durchzuführen.

Und Marconis Fernbeleuchtung von Sidney? Nun — auch hier handelt es sich nicht um eine Übertragung irgendwie nennenswerter Energiemengen. Marconi hat mit Hilfe seines Apparates — allem Anschein nach ein Kurzwellen sender besonders hoher Qualität —, lediglich ein Relais, betätigt, das seinerseits den Stadtstrom von Sidney nur in Tätigkeit setzte, nicht etwa aber selbst die Beleuchtung auch nur einer einzigen Glühlampe ermöglichen konnte.

Trotzdem bleibt bei der neuesten Leistung des genialen Italiens genug des Staunenswerten übrig; die Kleinheit des auf seiner Nacht untergebrachten Apparates, die Stetigkeit, die er damit überbrücken konnte, und die Sicherheit, mit der seine Experimente funktionierten. Weiter aber dem Problem einer wirklichen Kraftübertragung etwa schon näher gekommen ist, darüber gibt auch sein neuestes Experiment keinen Aufschluß — auf Grund der ungeheuren Schwierigkeiten, die dieser Aufgabe entgegenstehen und die vorläufig fast unüberwindbar scheinen, ist aber anzunehmen, daß wir noch eine gute Weile warten müssen, bis uns die elektrische Kraft drahtlos ins Haus geliefert wird.

feierlich dreimal beim Einzug in die Kirche von der Geistlichkeit angerufen wird.

Immerhin möchte es fast tröstlich erscheinen, wenn die Nachricht stimmt, daß nach englischen Blättermeldungen die Sowjetregierung dem Londoner Dirigenten Albert Coates den Antrag gemacht hat, die Leitung der Moskauer Großen Oper zu übernehmen. Sie bietet ihm ein Jahresgehalt von angeblich 50 000 Dollars. Coates beabsichtigt, den Antrag anzunehmen. Nur frage ich mich dabei, wie sich dieser Gehalt mit der sonstigen Stellungnahme der kommunistischen Presse in bezug auf hohe Gehälter verträglich.

Was unter Karl Maria Rembaus Leitung Chor und Orchester der Hofkirche im Ostermonat April leisteten, wäre noch ein Kapitel für sich. Ich glaube kaum, daß es zur Zeit noch eine andere Stadt gibt, die in der Musica sacra derartig Gutes und Vollendetes bietet. Man muß es groß anerkennen, daß in Sachsen die Regierung sich die Erhaltung und Förderung dieser einzigartigen Kirchenmusik angelegen sein läßt. Hier dirigierten aber auch große Musiker. Ich nenne nur Carl Maria v. Weber und Richard Wagner.

Nun gab ich bescheidenen Auszug, wie in christlichen Kirchen Karwoche und Ostern gefeiert wurde. Schon einleitend wies ich auf das Frühlingsfest hin. Der Welt gelten aber auch die Worte, welche Christus am Oberg an seine Jünger richtete: „Könnet Ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? Wacht und betet, damit Ihr nicht in Versuchung fallt.“ Ich dachte daran in der Matthäus-Passion. Das Rad des Vergnügens lief ohne Unterbrechung während der ganzen Karwoche. Am Karfreitag

im Albert-Theater „Alt-Heidelberg“,
im Residenztheater „Friederike“,
im Zentraltheater „Das Land des Käse“,
Opernhaus „Paris“, Schauspielhaus „Das Grabmal des unbekanntes Soldaten — Romdieu. Zwei Vorstellungen („Kaiser von Mexiko“, nachmittags, abends „Die heilige Flamme“. Vortrag:

Der Vitamingehalt von deutschem Obst u. Gemüse

„Vitamine“ — ein seltsames Wort. Ein Wort, das heute von Tausenden im Munde geführt wird, das auf jeder modernen Reklame für irgendein Nahrungsmittel stehen muß, und — bei dem doch keiner weiß, was sich in Wirklichkeit dahinter verbirgt. Die Entdeckung dieser Stoffe hat dem stolzen Übermut mancher Wissenschaftler, die glaubten, das Problem der Ernährung an allen vier Zipseln zu haben, einen argen Stoß veretzt, denn vor nicht langer Zeit „wußte“ man ganz genau, daß es einzig und allein auf den Nährwert der Stoffe, den man in Kalorien ausdrücken konnte, ankam. Außerdem hatte man noch einige Salze zum Aufbau nötig, und wenn man das dem Menschen oder den Tieren in richtig dosierten Mengen eingab, dann wuchsen sie wachsen und gedeihen. Aber das Gegenteil trat ein: Es zeigten sich Krankheiten, Eiterungen, Blutungen, Sehstörungen, Wachstumsverzögerung und frühzeitiger Tod.

Es war zuerst Gfmann, der es aussprach, daß die Krankheit, die er an Hühnern beobachtete, die mit geschältem Reis gefüttert wurden, dieselbe sei wie die Beri-beri der Menschen in Asien. Bald konnte man auch Rachitis und Skorbut künstlich erzeugen. Grüns war der erste, der die Krankheit nicht für Seuchen hielt, sondern hervorgerufen durch den Mangel an einem geheimnisvollen Stoffe.

E. Funk in New York gelang es, diesen Stoff aus gewissen Nahrungsmitteln anzureichern, so daß das Präparat, an die kranken Tiere verfüttert, binnen kurzen Heilung brachte. Er nannte diesen zum Leben notwendigen Stoff Vitamin (lat. Vita = das Leben), weil er glaubte, er gehöre einer organischen Klasse, den Aminen, an. Man merkte auch bald, daß es mehrere solche seltsame Stoffe gab, die man als Vitamin A, B, C, D, E unterschied. Windaus in Göttingen ist es gelungen, das Vitamin D künstlich herzustellen, obwohl man seine Zusammensetzung auch heute noch nicht kennt, indem er ein Provitamin isolierte und durch Verfrählung in das wunderbar helfende Ergosterin verwandelte.

Der Krieg und die Hungerblockade haben nun sehr viel zu unserer Kenntnis der Vitamine beigetragen. Es sei nur an die dänischen Kinder erinnert, die vor dem Krieg sehr unter Wachstumsstillstand, Blindheit und Hornhauterfall usw. zu leiden hatten. 1915 hörten die Krankheiten auf. Warum? Weil durch den U-Boot-Krieg die meiste Butter und Vollmilch im Lande bleiben mußte, und diese enthalten gerade besonders viel des Vitamins A. Nun wissen wir zwar viel über den Vitamingehalt von Lebertran, Reis, Bananen, Orangen und Zitronen, aber über den von deutschen Nahrungsmitteln wurde bisher sehr wenig bekannt. Und doch sind es gerade diese, die über die Gesundheit und das Leben des deutschen Volkes in seinen ärmeren Schichten entscheiden. Es ist darum zu begrüßen, daß kürzlich eine größere Untersuchung von A. Scheunert, herausgegeben vom Reichsausschuß für Ernährungsforschung, erschien, die sich mit dem Vitamingehalt von deutschem Obst und Gemüse beschäftigt. Dabei ist aber eine Schwierigkeit zu bedenken: Man kennt kein einfaches chemisches oder physikalisches Mittel, um die Vitamine zu wiegen und zu messen, da man Vitamin A, B und C noch gar nicht isolieren kann. Es bleibt also nur der Tierversuch, und zwar macht man es so: Man nimmt eine Ratte, die erkrankt ist, dadurch, daß ihre Kost ohne Vitamin A war. Sie bekommt nun die zu untersuchende Substanz beigemischt. Ruft diese die-

selben günstigen Wachstumserscheinungen hervor wie 0,5 Gramm gute, durchschnittliche Handelsbutter, dann wurde der Vitamingehalt des betreffenden Nahrungsmittels als „sehr gut“ bezeichnet. Ähnlich wurde mit Vitamin B verfahren, wo Biertrödenhefe die Vergleichssubstanz war. Bei C galt die Kost als reich daran, von der ein Gramm täglich gegeben, die Tiere vor dem Skorbut schützte. Vergleichsstoffe waren grünes Gemüse, während andere Forscher Zitronensaft nehmen.

Welches Obst und Gemüse enthält denn nun recht viel Vitamine? Zunächst das Vitamin A. Sein Fehlen ruft die oben erwähnte Augenkrankheit und die bekannte chronische Stoffwechselfrankheit Rachitis hervor, die ja darin besteht, daß die Kalkablagerungen im Gewebe nicht mehr erfolgen können, wodurch die Knochen weich bleiben und durch den Muskelzug getrennt werden. Es ist nun höchst auffällig, daß das Vitamin hauptsächlich in allem Gemüse und Obst mit starker Färbung vorkommt, z. B. in allen rohen Gemüsen mit viel Blattgrün, in rohen Möhren, gelben Rüben, Spinat, Grünkohl, Lattich, Pfifferlingen, dagegen in Weißkohl, Wirsing, Bohnen und grünen Erbsen recht wenig. Bei den Früchten ist es besonders in Schale und Kern, z. B. bei Stachelbeeren, Johannis- und Hohlunderbeeren, bei den dunklen Kirschen, Pflaumen, Brombeeren, Heidel- und Himbeeren. Man muß unwillkürlich an die sonnengebräunte Haut des Menschen denken, von der wir ja heute auch wissen, daß die in sie gelagerten Pigmente untrennbar mit für unsere Gesundheit wichtigsten Stoffen verbunden sind.

Vitamin B ist in Obst und Gemüse verhältnismäßig wenig enthalten. Sein Fehlen erzeugt die Beri-berikrankheit. Immerhin kommt noch eine genügende Menge dieses „antineuritischen Faktors“ in der Trockenhefe, in den Keimen, (nicht in den Stößen und Schalen, wie man früher annahm) des Getreides, in Bohnen und Kartoffeln vor. Da Vitamin B wasserlöslich ist, findet man es beim Kochen im Kochwasser, wodurch der Schaden, den man sich selber zufügt, wenn man dasselbe weggießt, verständlich wird. Wichtig für Vitamin A und B ist, daß sie zwar durch das Kochen zerstört werden, aber lange nicht so schnell und vollständig, wie man früher glaubte. Schlechter steht es in dieser Hinsicht mit Vitamin C, von dem schon durch einfündiges Erhitzen auf 60 Grad 80 Proz. vernichtet werden können. Immerhin sind in Kompotten, eingewecktem und gefochtem Gemüse noch ungefähr 50 Proz. des ursprünglichen Gehaltes vorhanden. Diese Hitzeempfindlichkeit erklärt auch, warum die Krankheit, die durch Mangel an Vitamin C, d. h. von rohem Gemüse, Obst und Fleisch hervorgerufen wird, früher auf Seereisen und jetzt noch auf Polarfahrten ausbrach resp. ausbricht. Der gefährlichste Skorbut oder Scharbock, der mit Schmerzen im Bein anfängt, worauf Blutungen unter der Haut und im Zahfleisch, Geschwüre, Knochenblutungen und Loslösen des Knorpels vom Knochen folgen. Wir finden dieses antivorbutische Vitamin in allem rohen Gemüse, in Wurzelgewächsen, außerordentlich viel in der Tomate und — auch nach dem Kochen noch verhältnismäßig gut — in der Kartoffel, was für die Volksgesundheit Deutschlands wohl am wesentlichsten ist.

Aus diesen neuesten großen Untersuchungen über die drei wichtigsten Vitamine läßt sich zweierlei feststellen: Erstens: es ist jedem in Deutschland lebenden Menschen möglich, ohne große Geldeausgaben bei geeigneter gewählter Kost sich vor den gefährlichsten „Mangelkrankheiten“ zu schützen. Zweitens: die Wissenschaft ist gar nicht so selbstfremd, wie es meistens scheint, sondern alle ihre Untersuchungen fragen doch früher oder später zum Nutzen des Menschen bei. Dr. W. Hanjen (Leipzig).

Wilhelm Volger, Kriminalkommissar a. D., „Seguell Perceve“ (Homosexualität, Seditismus, Masochismus usw.).

Dazu kamen aber auch am Karfreitag und selbstredend an den übrigen Tagen der Karwoche gleich oder ähnlich: „Drei Stunden großes Lachen“ im Zentraltheater-Tunnel. Im Residenztheater „Guido Thielcher“ in dem Lachsölager „Der wahre Jakob“. Also nicht ein Tag mehr der Ruhe, der Besinnlichkeit. Keep smiling!! Ich persönlich finde das großartig.

Auf dem Markt werden nur Blumen feilgehalten. Das gibt frohe Farben ins großstädtische Bild. Ganze Reihen gelber Karzifien. Groß ist auch das Angebot in Wirtkreistig mit zarten, grünen Blättchen. Sogar gelbe Vögelchen werden zwischen die Zweige gesetzt. Ohne etwas Romantisch geht es beim Deutschen niemals ab. Bei der Gelegenheit auch die Feststellung, daß Sachsen das Land der gepflegten Gärten, der ausgebreiteten gärtnerischen Anlagen und auch der vielen Wirtschaftsgärten ist. Dresdens „Großer Garten“ sucht seinesgleichen. Jetzt blühen in grünem Rasen zahlreich die gelben Osterglocken. Freundlich und sauber bedeckt gelber Sand die Wege. Die Bauten für die Hygieneausstellung dieses Jahres machen schon jetzt mächtigen Eindruck. Nicht vergessen sei die fast vollendete Instandsetzung des weltberühmten Zwingers.

Von allen Kirchen tönten am Ostermorgen feierlich in den frühen Morgenstunden von 4 bis 5 Uhr die Glöden. Welch ein Afford! Sie grüßten aber auch nach den Regentagen der ganzen Woche am Ostermorgen freudig einen hellen, klaren Ostertag.

Vom ersten deutschen Tonfilm

Daß der Tonfilm der Musik ein ungeheures neues Arbeitsfeld bietet, hört man nicht nur in jenen Kreisen sagen, die damit die vielen jetzt brotlos werdenden Streinmusiker trösten zu können meinen, es wird auch ernsthaft von Leuten behauptet, denen es mehr um die Sache an sich zu tun ist. Zweifellos muß die vollkommen geänderte Situation, statt der früheren klavieristischen Improvisation zum stimmigen Film nun eine Musik in

feiner Form zu liefern, die absolut gleichmäßig mit dem Filmbild abläuft, vor allem den schaffenden Musiker reizen, sie verlangt aber ebenso geschulte Kräfte für einige an den wichtigsten Plätzen der Aufnahmeapparate selbst neue Rollen, wie z. B. für den Musikinspektoren oder den Klangkontrollen, denen neben der genauen Beachtung der Synchronisation schon beim Anordnen, Aufstellen und Abhören der Filmmusik eine wichtige Kontrolle obliegt, die aber auch das Klangbild hinsichtlich seiner späteren mechanischen Auswirkung genau zu beurteilen wissen müssen.

Diese Dinge, die ähnlich wie bei der Funkmusik also auch bei einfach reproduzierenden Musikern zwingen, am Mikrophon und vor dem Lautsprecher sich selbst scharf zu beobachten und aus eigener Erfahrung über das gestellte Problem nachzudenken, hier zu erwähnen scheint notwendig, weil man überhaupt den Erfolg, welche die bei uns noch ganz im ersten Anfang ihrer Entwicklung stehende Tonfilmindustrie bisher erreicht hat, einigermassen gerecht werden. Hört und sieht man nämlich jetzt in der Schauburg „Dich hab' ich geliebt“, so könnte leicht das Mißverständnis entstehen, als handle es sich um nichts weiter als um eine klägliche Nachahmung des neulich im „singing fool“ gezeigten amerikanischen Vorbildes. Der Textautor hat sich leider tatsächlich damit begnügt, unter fast denselben primitiven Gegenfahwörterungen und bei gleichem Aufwand leerer Worte das dortige Milieu abzutunferieren; auch der Schläger mit seiner knallig-faustigen Kantilene mutet kaum ortswochter an, und würde nicht zwischen durch einigen Rheinlandschaften mit wohlmeinender Absicht zum Tageslicht verholzen, die Darsteller tänten genau so gut wieder englisch sprechen, wie sie nun zufällig einmal deutsch reden oder singen. Aber darum geht es doch nicht allein, vielmehr blüht uns bei diesem nach dem Tobis-Verfahren hergestellten Tonfilm die Sorgfalt der Wiedergabe größer und, was den musikalischen Teil im besonderen betrifft, immerhin ein Anfaß zu einem Stil gefunden, der auf weit besserer Instrumentenkenntnis und für die diesbezüglichen Bedürfnisse auch auf genauerer Partiturlunde beruht. Fatal bleibt natürlich trotzdem, daß sich dies können an banalsten Mitteln offenbart, daß es von Schauspielern ausgeht, die nebenbei ein bißchen singen. Nach der soeben zustande gekommenen Fusion mit den amerikanischen Herstellern werden freilich auf sere Arrangeure noch weniger einsehen wollen, wie sie auf diese Weise ihr Geschäft mit der neuen Branche künstlich von vornherein saputt machen und die enormen Qualitäten, die hier für die Auswertung einer filmigenen Gebrauchsmusik schon bereitliegen, diskreditieren!